

Neuntes Buch.

## Die Spätzeit des Mittelalters.

Dritte Epoche.

Vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Blüthe der  
Eyck'schen Schule.

Erstes Kapitel.

### Kirche und Staat.

Das vierzehnte Jahrhundert steht bei den Historikern im Allgemeinen nicht in Gunst. Die Freunde des Mittelalters finden es hier schon jenseits seiner Blüthe, im beginnenden Verfall, ja, was noch schlimmer ist, entweiht, heuchlerisch karrikirt. Die Freunde der modernen Zeit und ihrer Fortschritte sind noch weniger befriedigt; für alle die Vorwürfe, welche sie dem Mittelalter zu machen pflegen, Schwärmerei, Aberglauben, Rohheit und Zuchtlosigkeit, bietet sich hier neuer Stoff. Ja, selbst die Unparteiischen, welche das Bedeutende in allen Zeitaltern anzuerkennen geneigt sind, wollen gerade von diesem Jahrhundert wenig wissen, weil es sowohl an wahrhaft grossen Männern, als an erhebenden Ereignissen ärmer sei, als die meisten anderen. Kommt dann noch dazu, dass schon die Zeitgenossen mit ihren Zuständen höchst unzufrieden sind, und dass auf der Oberfläche der Geschichte überall Zwietracht und Hader, thörichte Prunksucht und üppige Sinnlichkeit neben physischen und moralischen Leiden und Seuchen hervortreten, so kann man sich nicht wundern, dass manche Schriftsteller bei der Schilderung dieses Jahrhunderts die dunkelsten Farben auftragen zu müssen glauben.

Die Kunstgeschichte giebt kein so unerfreuliches Bild. Die Architektur zeigt zwar nicht mehr das beständige kühne Fortschreiten von einer Erfindung zur andern, wie in den beiden vorigen Jahrhunderten, aber sie

erhält sich in rüstiger und erfolgreicher Thätigkeit und mit fast unverminderter Reinheit des Styls, und daneben erwacht in der Plastik und Malerei ein frisches, seelenvolles Leben, von dem man kaum weiss, ob man es als die Vollendung und den Abschluss mittelalterlicher, oder als den ersten, zarten Keim moderner Kunst betrachten soll. Und auch hier ist die Kunst nicht eine gleichgültige, von der inneren Entwicklung unabhängige Erscheinung, sondern die Aeusserung sittlicher Regungen, welche nur in der politischen Geschichte keinen Ausdruck finden und daher von den Beschreibern derselben unbeachtet bleiben oder nicht genügend gewürdigt werden. Es ist eine Zeit des Ueberganges und zwar eines raschen Ueberganges, wo neben den herbstlichen Früchten der alternden Zeit schon die ersten Frühlingsblüthen der neuen hervorspriessen. Diese Mischung verwirrte und schreckte die Zeitgenossen, hinderte die Ausbildung grosser Charaktere, und beförderte das Schwanken der äusseren Verhältnisse, nöthigte aber die Gemüther zur tieferen Einkehr in sich selbst und lehrte sie dadurch ihre inneren Kräfte zu üben und kennen zu lernen.

Die Eitelkeit menschlicher Hoffnungen und Gedanken trat gleich im Anfange des Jahrhunderts in recht greller und schmerzlicher Weise an den Tag. Wer am Schlusse der vorigen Epoche die abendländische Welt überblickte, konnte sich grossen Erwartungen hingeben. Die innere Unruhe, welche die Völker bis zum Orient getrieben hatte, schien gestillt; die grossen Ideen, um welche man gekämpft, hatten im Wesentlichen gesiegt, nur das Unerreichbare war aufgegeben und dies war entbehrlich. Alle Verhältnisse erschienen wohlgeordnet; man durfte glauben, auf dauernden Frieden rechnen zu können. Eine grossartige Feier am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts bestärkte in diesen Hoffnungen. Bonifaz VIII. der Nachfolger der grossen Päpste der Hohenstaufenzeit, bot Allen, welche im Laufe des Jahres 1300 die heiligen Stätten Roms besuchten, einen ungewöhnlichen Ablass, und sofort strömten die Pilger aus allen Ländern herbei, die Strassen waren von ihnen bedeckt, Rom war zu eng sie aufzunehmen. Die Christenheit schien sich zu drängen, um ihre Unterwerfung unter den heiligen Stuhl in feierlichster Weise zu bekunden. So fasste es der Papst auf. Ein Mann von Muth und Kraft, glaubte er sich berufen, die Lehre von der päpstlichen Suprematie in vollster Consequenz durchzuführen; er schmückte sich mit den kaiserlichen Insignien und behandelte die mächtigsten Könige wie seine Diener. Dass diese Ueberhebung sich an ihm rächte, war kaum überraschend; dass er bald darauf im Grame über eine rohe Misshandlung sterben musste, hätte als ein einzeltes, tragisches Ereigniss vorübergehen können; das Mittelalter wusste die Person von der Sache zu scheiden. Allein es war kein einzeltes Ereigniss, es war das Zeichen innerer Widersprüche und das Vorspiel der

traurigsten Entartung. Der heilige Stuhl, durch unwürdige, verbrecherische Verhandlungen von Rom, dem freien Sitze uralter Herrschaft, nach Avignon in die Nähe und unter den drückenden Schutz der französischen Könige verlegt, gab sogleich den Beweis seiner schmachlichen Knechtschaft, indem er den Orden der Templer, den treuen Wächter heiliger Stätten, weltlicher Habsucht opferte. Dass diese Päpste dennoch den hierarchischen Begriff, namentlich dem Kaiserthume gegenüber, in äusserster Strenge festhielten, dass sie nicht anstanden, Interdict und Bann oft durch lange Jahrzehnte über ganze Länder zu verhängen, musste die Begriffe verwirren, zumal da man kaum verkennen konnte, dass diese geistlichen Waffen nicht für die Kirche, sondern im Interesse des französischen Königs geschwungen wurden<sup>1)</sup>. Dazu kam dann die Ausbeutung aller kirchlichen Rechte für finanzielle Zwecke, die fast unverhohlene Käuflichkeit aller Aemter, die steigende Sittenverderbniss der Geistlichkeit durch alle Stufen der kirchlichen Ordnung. Man sagte sich immer lauter in allen Ländern, dass Avignon, der Sitz des Oberhauptes der Christenheit, auch die hohe Schule des Lasters sei<sup>2)</sup>. Mehr und mehr lösten sich die Bande der Disciplin, und endlich standen und zwar lange Jahre hindurch, zwei Päpste einander feindlich gegenüber. Die Einheit der Christenheit war augenblicklich gebrochen, bleibend gefährdet.

Auch das Kaiserthum war längst nicht mehr der Repräsentant dieser Einheit. Zwar standen zum Theil kräftige und begabte Fürsten, wie Heinrich VII. und Karl IV., an der Spitze des Reiches, aber den Anspruch auf die Schirmherrschaft des apostolischen Stuhles und auf die erste Stelle der weltlichen Christenheit gaben sie mehr und mehr auf, um sich in die bescheidenere Stellung einer bedingten Oberherrschaft über die deutschen Landesherren zurückzuziehen<sup>3)</sup>. Die Kaiserkrone diente ihnen

<sup>1)</sup> Der Franciscaner Johann von Winterthur, obgleich kein Anhänger Kaiser Ludwig's, spricht in seiner gleichzeitigen Chronik wiederholt die Ansicht aus, dass der Papst auf Anstiften des französischen Königs handle. Joh. Vitodurini Chronicon, herausgeg. von G. v. Wyss. Zürich 1856.

<sup>2)</sup> Petrarca in vielen Stellen seiner Briefe. Es ist stehend, dass er Avignon als Babylon bezeichnet und apokalyptische Bilder darauf anwendet. Mitto, sagt er einmal, supra, raptus, incestus, adulteria, qui jam Pontificalis lasciviae ludi sunt. — Veritas, heisst es an einer andern Stelle, ibi dementia est, abstinentia rusticitas, pudicitia probrum ingens, denique peccandi licentia magnanimitas et libertas eximia (vergl. Opp. Basileae 1554. Vol. II, p. 805—809). Obgleich mit rhetorischer Uebertreibung ausgedrückt, sind es die Ueberzeugungen eines besonnenen, frommen Mannes.

<sup>3)</sup> Sed hodie adeo depressa est imperialis potestas, ut magis honoretur ac vereatur etiam a maximo usque ad minimum aliquis capitaneus gentium armigerorum in Italia, quam imperator vel rex Romanorum. Petr. de Alliaco, de necessitate reformationis, bei v. d. Hardt. Tom. I, part. 2, S. 322.

nur als Mittel zur Begründung einer Hausmacht, und wenn sie zuweilen noch die Rolle des obersten Richters zwischen den Nationen spielten, so war dies wirklich nur ein theatralischer Pomp, der mit ihrer Schwäche arg contrastirte und dem Niemand ernste Bedeutung beilegte. Wegen der inneren Verbindung des Kaiserthums mit dem Papstthume war der Verfall der Kirche für Deutschland besonders verderblich; zwiespaltige Königswahlen, Streit und Parteiung zwischen den einzelnen Machthabern und selbst im Inneren der Städte, nie endende Fehden, Verwirrung und Jammer aller Art waren die Folgen. Frankreich und England litten nicht blos weniger, sie gewannen sogar durch die Kämpfe gegen hierarchische Anmaassungen; die Nationen scharten sich enger um das Königthum und erlangten das Gefühl ihrer inneren Einheit und Kraft. Aber freilich gab auch dies sofort einen verderblichen Rückschlag; die zweifelhaften Ansprüche der Könige wurden nicht mehr in leicht vorübergehenden Fehden der ritterlichen Lehnsmannschaft, sondern im anhaltenden, blutigen Nationalkriege ausgefochten, welcher den grössten Theil des Jahrhunderts hindurch die edelsten Kräfte beider Nationen verzehrte.

Wichtig war hierbei die Stellung des Ritterthums. Im Vergleich mit der Kirche und mit dem Kaiserthume war sein Schicksal ein günstiges, es wurde sogar eine der hervorragenden Erscheinungen des Zeitalters, aber freilich nur, indem es seine Bedeutung änderte. Die Verhältnisse, denen es seine höhere Weihe verdankte, bestanden nicht mehr; weder die Kirche noch die Frauen bedurften seines Schutzes und die Eroberung des gelobten Landes war aufgegeben. Allein der Nimbus dieser höheren Bestimmung war noch nicht verblichen, leuchtete vielmehr um so heller, da der Glanz der Kirche ihn weniger verdunkelte, und gestattete den Rittern, eine andere, nicht minder ehrenvolle Stelle einzunehmen. Die Kunst der Kriegführung war noch nicht dahin gediehen, geschlossene Schaaren zu bilden; das arme, unritterliche Volk lief, wenn es zu Heerzügen aufgeboten war, schlecht bewaffnet und ohne Ordnung umher, hatte auch nicht die moralische Kraft, dem wohlgerüsteten Ritter zu widerstehen. Das Schiesspulver wurde zwar erfunden, aber noch nicht in seiner Wichtigkeit erkannt, nur selten und nur zu Belagerungsgeschützen verwendet. Die Entscheidung der Schlachten hing daher noch immer von den Einzelkämpfen zu Rosse ab; die Schule ritterlicher Kunst, die Uebung des Turniers, behielt ihre praktische Bedeutung. Zugleich aber erlangten die Kriege ein höheres Interesse, weil sich das Nationalgefühl daran betheiligte. Mochten sie sich auch auf zweideutige Rechtsansprüche der Könige gründen, sobald sie begonnen waren, hing das Wohl und die Ehre des Landes davon ab. Die Ritter waren daher die Vorkämpfer, der Schutz und der Stolz der Nation; aller Augen waren auf sie gerichtet und ihre Thaten auf offenem

Felde vor vielen Zeugen ausgeführt, von den Wällen belagerter Städte beobachtet, schnell und mit allen Einzelheiten verbreitet, wirkten unendlich mehr, als wenn sie vom fernen Orient her erst durch schriftlichen Bericht oder unsichere Sage zu ihren Landsleuten gelangt wären.

Auch die andere Aufgabe der Ritterschaft, sich als ein Vorbild höherer Sitte auszubilden, war noch keinesweges vergessen, ja sogar wichtiger als je. Durch den Verfall der Kirche und durch das Erwachen kräftigeren Selbstgefühls unter den Laien waren die moralischen Ansprüche zugleich gesteigert und gefährdet. Sie konnten nur im Ritterstande Erfüllung finden, denn nur für ihn war ein sittliches Ideal gegeben; die Begriffe des Edeln und des Adelligen fielen zusammen, auch bürgerliche Stimmen fragten ängstlich, wo Recht und Tugend bleiben sollte, wenn sich die Ritterschaft nicht rein erhalte. Die Ritter sahen sich also als erbliche Vertreter freier und edler Sitte an, begeisterten sich für diesen Beruf und suchten die Ideale der Heldengedichte zu verwirklichen.

Zwar waren ihre äusseren Verhältnisse diesem poetischen Vorbilde unähnlicher geworden. Die Ritterschaft beruhte nicht mehr auf freiem Gelöbniss, sie war völlig Lehnsadel, bei dem die Weihe nur als äussere Förmlichkeit hinzukam<sup>1)</sup>. Sie stand im festen Dienste ihres königlichen Herrn, war mehr und mehr an seinen Hofhalt, an seine Kriegsordnung gebunden. Aber ihr Idealbegriff hatte noch eine mächtige Wirkung; selbst der König strebte nach ritterlicher Ehre und für die anderen war das Bewusstsein edler Geburt nicht ein Freibrief, sondern ein Zügel der Leidenschaft, und ein Antrieb sich der Vorfahren und der vornehmen Genossenschaft würdig zu erweisen. Die Schule dieser neuen ritterlichen Sitte war noch immer Frankreich und der stammverwandte englische Adel; die Kriege beider Nationen dienten nur dazu, die Ritterschaft zu höherem Wetteifer zu entflammen, und das Volk für den Edelsinn seiner Vorkämpfer zu begeistern. Diese Kriege haben daher auch einen Geschichtschreiber gefunden, der, obgleich Bürgerssohn und Geistlicher, sich ganz in die Denkungsweise dieser ritterlichen Kreise eingelebt hat, und uns das anmuthigste Bild ihres inneren Lebens gewährt. Ich spreche natürlich von Froissard. Mag er im Einzelnen ungenau sein und die nüchterne Wahrheit verschönern, im Allgemeinen ist die Richtigkeit seiner Schilderungen ausser Zweifel, und jedenfalls schreibt er so sehr im Geiste seiner ritterlichen Gönner, dass er vollkommen zeigt, was sie wollten. Nicht leicht hat ein Chronist einen anziehenderen Gegenstand gehabt, als er. Nicht

<sup>1)</sup> In England war durch ein Statut Eduard's I. Jeder, der ein Landeinkommen von 20 Pfund besass, verpflichtet, den Ritterschlag zu nehmen. Pauli, Gesch. von England, IV. S. 654.

blos der Muth und die kriegerische Kraft dieser Helden, sondern auch ihr Edelmuth, ihre Hochherzigkeit und Uneigennützigkeit sind noch immer bewundernswerth. Treue des Wortes, Beharrlichkeit in der erkannten Pflicht, Anerkennung des Guten im Feinde, edle Freigebigkeit; dann wieder Seelenruhe und Würde im Unglück, Mässigung im Siege, freundliche Sitte und Dienstfertigkeit, alle diese schönen Züge sind hier einheimisch. Die zarte Sorge, dem Gefangenen sein Schicksal zu erleichtern, ihn durch Ehrenbezeugungen zu trösten, ist niemals weiter getrieben. Die Formen des Umgangs sind gefällig, dem Mächtigen gegenüber männlich und frei, gegen die Damen fein, wenn auch zu precios, gegen Untergebene ritterlichen Standes wohlwollend, ohne gesuchte Herablassung, mit einem Ausdruck von Zutraulichkeit und Gemüthlichkeit<sup>1)</sup>, bei Gleichheit des Ranges leicht, heiter und offen. Die Gespräche, welche nach Froissard's Bericht an Festtafeln, auf freiem Felde, von den Mauern der Städte und Burgen herab, geführt sind, erinnern in ihrer derben, heiteren Naivetät und Gutmüthigkeit an die Reden der homerischen Helden. Selbst die phantastischen Aeusserungen dieses Ritterthums, die Kämpfe zur Ehre einer Dame mitten im Ernst des Krieges, die übermüthigen Herausforderungen, das waghalsige Spiel mit Gefahren, zeigen wenigstens eine Erhebung über gemeine egoistische Rücksichten und haben ein poetisches Element.

Freilich finden sich bei genauerer Prüfung starke Flecken auf diesem Bilde. Die Milde erstreckt sich, wenigstens vorzugsweise, nur auf die Standesgenossen; die Ritter werden im Kampfe geschont, als Gefangene mit einem Aufwande von Zartheit behandelt, wehrlose Bürger und Bauern dagegen, im Zorn oder zur Abschreckung, zu Tausenden niedergemetzelt<sup>2)</sup>. Ein Blutbad unter dem schlecht bewaffneten Fussvolke anzurichten, wird

<sup>1)</sup> Eduard III., von einem Angriff auf Calais, den die französischen Ritter beabsichtigen, unterrichtet, kommt heimlich von England herüber, mischt sich in den Kampf, und nimmt persönlich den Tapfersten der Gegner, Eustache von Ribamont, gefangen. Nach der Mahlzeit, welche Sieger und Besiegte in der Festung halten, geht er auf Eustache zu, setzt ihm sein mit Perlen besetztes Barett (chapelet) auf das Haupt und sagt: Je sais bien que vous êtes gai et amoureux et que volontiers vous vous trouvez entre dames et damoiselles, si dites partout ou vous irez que je le vous ai donné. (L. I, ch. 327—329.)

<sup>2)</sup> Zur Zeit der sogenannten Jacquerie werden die Bürger von Meaux und die von ihnen eingelassenen aufrührerischen Bauern, 9000 an der Zahl, in die Stadt eingeschlossen und verbrannt. Allenfalls kann man hier, wegen der vorher verübten Grausamkeit der Bauern, einen politischen Zweck annehmen, aber bei dem Hinschlachten von 3000 wehrlosen, fussfällig um Gnade bittenden Bürgern von Limoges, welches der schwarze Prinz, das Muster ritterlicher Tugend, anordnet, fehlt auch der Schein eines solchen.

ganz offen als eine ritterliche Lust behandelt<sup>1)</sup>. Ueberhaupt sind die Kriegsgebräuche grausam; man geht darauf aus, das Land zu verwüsten, dem Feinde so viel Ortschaften als möglich zu verbrennen; die Hinrichtung von Geisseln oder Gefangenen als Reppressalie ist nichts Ungewöhnliches. Und zugleich sind diese Grausamkeiten nicht mehr unwillkürliche Ausbrüche der Rohheit, sondern geradezu System. Der Zornmuth steigt wohl noch auf und wird entschuldigt, aber die unbedingte Herrschaft der Leidenschaft hat aufgehört; man hat wohl gelernt, die aufwallenden Gefühle zu bekämpfen, sich der Nothwendigkeit ruhig zu fügen. Man legt auf diese Ergebung, als auf ein Zeichen der Weltklugheit, einigen Werth; Froissard versäumt nicht, bei vorkommenden Gelegenheiten darauf aufmerksam zu machen<sup>2)</sup>. Man erlaubte sich vielmehr solche Grausamkeiten als Mittel zum Zweck; es war der Beginn einer zweideutigen Politik. Namentlich an den Fürsten wird daher eine gewaltsame, ungerechte Härte nicht getadelt, sondern lobend hervorgehoben<sup>3)</sup>.

Auch die weiche und sentimentale Freundlichkeit, welche man gern zur Schau trug, war nicht mehr der unwillkürliche Ausdruck des Wohlwollens, sondern eine angelernte Sitte, in deren Ausübung man sich gefiel. Froissard begleitet seinen Bericht von dem guten Empfange, den einer dieser Herren dem andern gewährt, stets mit der Bemerkung, dass er es wohl verstanden habe, wohl dazu angeleitet und erzogen gewesen sei (*car bien le savoit faire — bien était nourri et enduit à ce faire*). In vielen Fällen war die Anwendung der ritterlichen Formen eine conventionelle, beiden Theilen bekannte und also unschädliche Unwahrheit. So sendet, wenn zwei Heere sich einander nähern, stets der eine Feldherr dem andern eine Herausforderung und Ortsbestimmung, obgleich er vorher weiss, dass dieser sich darauf nicht einlassen kann und wird. Aber auch dieser kleidet die natürliche Antwort, dass er sich schlagen würde, wenn es ihm gut dünke, stets in eine neue Wendung ein<sup>4)</sup>. Auch im Grossen gab man politischen Hergängen gern einen theatralischen Charakter. Man schloss

<sup>1)</sup> So dringen die „Seigneurs d'Angleterre“ bei Bergerac in das verstörte Fussvolk des französischen Heeres ein, *les glaives au poing abaissés et montés sur ces bons coursiers forts et apperts, et se fèrent en ces bideaux de grand manière et en occidoient à leur volonté*. Livre I, ch. 219.

<sup>2)</sup> Es ist seine stehende Phrase: *Et en furent moult courouçés, mais amender ne purent*.

<sup>3)</sup> *Le prince (der schwarze Prinz) était grand et haut de courage et cruel en son air, et vouloit, fut à tort ou à droit, que tous seigneurs aux quels pouvoit commander tinsent de lui*. Livre I, ch. 211. — *Le comte de Foix de bonne memoire était moult cruel et n'épargnoit homme vivant puis qu'il l'avait couroucé*. Livre IV.

<sup>4)</sup> *Je ne me combattrai mie à l'ordinaire de mes ennemis, mais à la volonté de mes amis, oder: quand bon nous semblera*.

sich dabei freilich an das aus der Oeffentlichkeit der altgermanischen Gerichte und der christlichen Kirchenbusse entstandene Herkommen an, wonach politische Ereignisse durch einen öffentlichen, symbolisch bezeichnenden Akt, Friedensschlüsse durch eine öffentliche Demüthigung des Besiegten festgestellt wurden. Allein in den früheren Jahrhunderten stand diese Sitte im Zusammenhange mit der ganzen Denkweise und mit der Gewohnheit starker Gegensätze und übertriebener Ausdrucksweise. Jetzt aber, bei einer viel milderen, eher glatten als schroffen Sitte, wurden daraus Schauspiele, bei denen alle Rollen vertheilt, alle Reden und Antworten vorher bestimmt waren. Wenn die Bürger von Calais vor Eduard III. im Busshemde mit dem Stricke um den Hals erschienen und erst auf inständiges Bitten seiner Gemahlin gegen hohe, an diese zu bezahlende Geldbusse begnadigt wurden, und bei dem ganz ähnlichen Aufzuge der Frauen gefangener aufständischer Bürger von Paris vor dem Kanzler des Königs<sup>1)</sup> waren immer die Geldbussen der eigentliche Kern der Sache und der ganze Pomp von Recht und Gnade nur eine Ausschmückung. Noch auffallender ist aber, wenn bei solchen theatralischen Schaustellungen die Fürsten selbst als handelnde Personen auftreten. Auf dem Reichstage zu Coblenz im Jahr 1338 sass Kaiser Ludwig auf hohem Throne im kaiserlichen Ornate in der Mitte des Marktes, ein Ritter mit blosser Schwerte hinter ihm, zu seiner Seite eine grosse Zahl von Herzogen, Erzbischöfen und Grafen, in seinem Gefolge gegen 17,000 Edle und Ritter. Dann erschien auf einem anderen Throne König Eduard III. von England mit seinen Grossen und klagte gegen Philipp von Valois, wie er den König von Frankreich nannte, der ihm die französische Krone, sein rechtmässiges Erbe, vorenthalte. Und nun erkannte das Gericht der deutschen Fürsten die Klage für gerecht, und der Kaiser erliess demgemäss eine Aufforderung an Philipp, ihr Folge zu leisten. Dennoch war die ganze Herrlichkeit nur ein Schaugepränge, das Urtheil nur die Form eines Allianzvertrages, durch welchen der reiche König nicht sowohl die Hülfe des schwachen Kaisers, als vielmehr die Gelegenheit, deutsche Reichsfürsten als Söldner an sich zu ziehen, erlangen wollte. Wenn daher Froissard bei Hergängen, wo Ehrgeiz und andere Leidenschaften die augenscheinlichen Triebfedern bildeten, uns einen Dialog von Hülfe suchenden Fürstinnen und edeln Rittern, die, vermöge ritterlicher Pflicht zur Ehre Gottes, so hohes und gefahrvolles Unternehmen geloben, mit ernsthafter Miene vorführt<sup>2)</sup>, dürfen

<sup>1)</sup> Froissard, Livre II, ch. 205.

<sup>2)</sup> So Livre I, ch. 14, wo er Johann von Hennegau die Wiedereinführung der flüchtigen Königin von England (si haute et perilleuse entreprise) blos aus ritterlicher Pflicht übernehmen lässt; car tous chevaliers doivent aider à leur loyal pouvoir toutes

wir dies nicht ausschliesslich seiner ausschmückenden Phantasie zuschreiben. Es war wirklich der officielle Styl für solche Verhandlungen, eine conventionelle Unwahrheit, bei der jeder sogleich den wahren Sinn verstand. Ja vielleicht war dieses Scheinwesen nicht ohne Nutzen; es knüpfte das Leben an höhere Ideen. Nicht viele Ritter blickten so tief, um Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden; sie begeisterten sich noch alles Ernstes für diese Ritterlichkeit, befolgten die Gesetze derselben im guten Glauben. Noch immer konnten ja viele dieser Helden, wie der grosse Bertrand du Guesclin, nicht lesen und schreiben. Und auch die Völker sahen darin im Ganzen noch volle Wahrheit und einen Gegenstand der Verehrung. Wirklich lernen wir in diesen ritterlichen Kreisen eine verhältnissmässig grosse Anzahl tapferer, edler, wahrhaft ausgezeichneten Männer kennen. Eduard III. und der schwarze Prinz, Johann Chandos und Walther von Manny; Carl von Blois „le plus prud'homme du monde“; König Johann von Frankreich, dem man das Wort zuschreiben konnte, dass Treue und Glauben, wenn aus der Welt verbannt, im Munde der Könige bewahrt bleiben müssten; jener Bertrand du Guesclin, bei dessen Tode die ganze Nation Trauer anlegte. Aber freilich haben auch bei diesen Helden Tugend und Kraft immer etwas Conventionelles und Erkünsteltes; so hervorragende Gestalten wie die beiden Friedrich von Hohenstaufen, wie der heilige Ludwig und wie manche ähnliche Männer der vorigen Jahrhunderte suchen wir hier vergeblich. Es war nicht mehr der Boden für ächte Grösse.

Auf das Einzelne dieses Ritterwesens, auf Turniere, Wappen, Courtoisie, darf ich nicht näher eingehen; nur einer charakteristischen Erscheinung will ich erwähnen, weil sich an ihr recht augenscheinlich der Uebergang von den grossen religiösen Ideen der früheren Zeit zu moderner Sitte zeigt, nämlich der jetzt gebildeten Ritterorden. Sie stammen wirklich von jenen grossen geistlichen Ritterorden ab, die etwa zweihundert Jahre früher im gelobten Lande gestiftet waren, aber freilich nur durch das Mittelglied der Ritterromane, welche daraus den Gedanken einer ritterlichen Genossenschaft mit bestimmten, mehr oder weniger idealen Zwecken entlehnt und namentlich durch die Sagen vom Gral und von der Tafelrunde weiter ausgebildet hatten. Seiner bemächtigten sich dann die Turniargesellschaften, welche zunächst nur den Zweck der Veranstaltung solcher Waffenübungen oder des gemeinschaftlichen Auftretens in ihnen hatten. Da sie natürlich auf guten Namen halten, ihre Mitglieder überwachen und nöthigenfalls Unwürdige ausschliessen mussten, da eine

---

dames et pucelles déchassées et déconfortées a leur besoin. In Wahrheit ist es blos die Unternehmungslust eines jüngeren Sohnes, der als Condottiere für eine ehrgeizige Fürstin auftritt.

solche Gemeinschaft mit ausgezeichneten, berühmten und vornehmen Rittern immerhin den übrigen Theilnehmern eine Stellung gab, so lag es nahe, solche Gesellschaften als Hort und Quell ritterlicher Ehre und Zucht anzusehen. Es geschah auch wohl, dass die Mitglieder bei ihrem Eintritte durch eine Art von Gelübde sich zu gewissen Tugenden und Leistungen, zur Vermeidung unehrenhafter Handlungen, zur gegenseitigen Beistandsleistung, freilich in sehr allgemeiner Weise, verpflichteten. Es lag aber auch nahe, dass man gern den Schein einer wo möglich noch tieferen und geheimnissvolleren Bedeutung annahm, und diese schon durch das Zeichen und den Namen der Gesellschaft andeutete. Dies gab jetzt den Fürsten eine Gelegenheit, die tapfersten Ritter um sich zu versammeln, sie an sich zu fesseln, und den Ehrgeiz durch die Aufnahme in eine glänzende Gesellschaft zu reizen. Sie gewährten dafür manche Vortheile, ein Haus zu den Versammlungen, Ehrengeschenke, auch wohl Beiträge zu der Ausrüstung der Ritter; jedenfalls aber wurde die Stiftung des Ordens durch die besondere Tracht seiner Mitglieder und durch die Feier gewisser Feste ein Mittel höfischer Pracht. Das ganze Institut diente also zugleich dem Glanze und dem Nutzen der Monarchie und den idealen Gedanken der Ritterschaft. Es fand daher auch grossen Anklang und rasche Verbreitung. Eduard III. stiftete 1349 den Hosensbandorden, noch ausdrücklich als Erneuerung der Tafelrunde; der ritterliche und unglückliche König Johann von Frankreich folgte schon 1351 mit dem Sternorden, dessen Devise (*Monstrant regibus astra viam*) mit einer Anspielung auf die drei Magier glückbedeutend für den König sein sollte; und die kleinen Fürsten, wie der Graf von Savoyen und andere, blieben nicht zurück.

Die Verbindung des Ritterthums und der Monarchie hatte einen tieferen politischen Grund in den demokratischen Tendenzen, die sich überall regten. Die Ursachen dieser Erscheinung sind mannigfaltig; der Wohlstand der Städte, das höhere Selbstgefühl der Laien überhaupt, antike Vorstellungen, welche aus der Schule ins Leben drangen, vielleicht auch Gedanken, welche, aus den Ketzereien früherer Jahrhunderte herstammend, jetzt vom religiösen Boden auf den politischen übergingen. Dazu kam der anstössige Uebermuth der Ritter, das Aergerniss der durch Reichthum üppig gewordenen Geistlichkeit, der steigende Luxus der höheren Stände neben der drückenden Armuth der niederen Klassen. Demokratische Erhebungen zeigten sich daher im ganzen Abendlande. Von dem Republikanismus der italienischen Städte sprechen wir später; in den Niederlanden gaben die Fürsten selbst der Demokratie des Landvolks oder der Städte mehr oder weniger nach; in Frankreich wütheten die Bayern in einem planlosen Aufstande (1358), und Paris sandte schon jetzt die blau und rothe Mütze als ein Symbol der Befreiung in die Provinzen. In England

fiel die Hauptstadt in die Gewalt der aufrührerischen Menge, und es fand sich ein Priester, welcher die Lehre von Freiheit und Gleichheit im communistischen Sinne predigte (1381). In beiden Ländern behielt die Tapferkeit der Ritter die Oberhand; diese „grosse Teufelei“, von der Froissard den Untergang der edeln Sitte befürchtete<sup>1)</sup>, ging diesmal noch spurlos vorüber, und der Adel erhob sich stolzer als zuvor. Aber die Schweizer Bauern behaupteten ihre Freiheit im Kampfe gegen die wohlgerüstete österreichische Ritterschaft, und in Deutschland gewann das demokratische Element, in bescheidenerer Form und ohne verheerenden Kampf, in den Städten einen allgemeinen Einfluss.

Freilich hing die ruhigere Entwicklung und höhere Blüthe des Städtewesens in Deutschland damit zusammen, dass jenes neue Ritterthum hier nicht gedieh. Den französischen Rittern erschienen ihre deutschen Standesgenossen in schlechtem Lichte; Froissard schildert sie als roh und schwerfällig, habsüchtig und unedel<sup>2)</sup>, und unsere einheimischen Quellen gestatten uns nicht, diesem nachtheiligen Urtheile zu widersprechen. Trotz aller Bestrebungen Rudolph's von Habsburg und später Karl's IV. blieb der Zustand im Wesentlichen derselbe, wie er sich in der unglücklichen Zeit des Interregnums gebildet hatte. Der Mangel eines einheitlichen Regiments, die steten Fehden zwischen grossen und kleinen Machthabern gaben der Gewohnheit des Faustrechts immer neue Nahrung. Rohheit und Härte, Selbstsucht und Ungerechtigkeit gehörten zum herrschenden Tone, Räubereien und Grausamkeiten waren alltägliche Erscheinungen. Indessen stand nicht blos diese Verwilderung der französischen Ritterlichkeit entgegen; die Deutschen konnten sich für das Halbwahre, Conventiönelle, was darin lag, nicht begeistern. Die Idee der Ritterlichkeit war in unserer Poesie tiefer erfasst, als bei irgend einer Nation, aber eben deshalb erschien sie auch nicht unbedingt anwendbar auf das Leben. Hier verband sie sich mit den Anforderungen christlicher Moral und wurde so zu dem Begriffe jenes mehr schlichten und bürgerlichen Ritterthums ermässigt, als dessen Re-

<sup>1)</sup> Livre II, ch. 187: Or regardez la grande diablerie que ce eut été si le roi de France eut été déconfit en Flandre et la noble chevalerie qui était avecques lui en ce voyage. On peut bien croire que toute gentillesse eut été morte et perdue en France.

<sup>2)</sup> Froissard, L. I, Part. II, ch. 50: La coutume des Allemands ni leur courtoisie est mie belle; car ils n'ont pitié ni mercy de nuls gentilshommes, s'ils échéent entre leurs mains prisonniers, mais les rançonnent de toute leur finance et outre, et mettent en fers, en ceps et en plus étroites prisons qu'ils peuvent, pour estordre plus grand rançon. — Noch deutlicher L. IV, ch. 62: Car Allemands de nature sont rude et de gros engin, si ce n'est à prendre à leur profit, mais à ce sont ils assez experts et habiles.

präsentant Kaiser Rudolph von Habsburg gelten kann, der mit seiner sprüchwörtlich gewordenen Rechtlichkeit und in seinem grauen Wamms noch lange im Gedächtniss des Volkes lebte. Es ist wahr, dass bei dieser Auffassung das ideelle Element leicht zu kurz kam, wie denn schon Kaiser Rudolph der Sorge für sein Haus allzusehr nachgab; aber jedenfalls vertrug sie sich nicht mit jener äussersten Eleganz der Sitte, jenem Uebermaasse herausfordernden Muthes, der fast ruhmredigen Grossmuth gegen Gefangene, und der zur Verschwendung ausartenden Freigebigkeit der französischen Ritter. Endlich standen die äusseren Verhältnisse entgegen. Jene französisch-englische Ritterschaft war durch und durch gesellig, zu gleicher Zeit höfisch und national; sie scharte sich um die Könige und erwarb sich jauchzenden Beifall der Nation. Die deutschen Ritter blieben in trotziger Freiheitsliebe einsam auf ihren Burgen. Jene fochten Volkskriege, diese trieben sich in dunkelen und unrühmlichen Fehden umher. Daher nahm denn auch Alles hier einen anderen Charakter an. Auch bei uns gab es, um nur dies zu erwähnen, Rittergesellschaften, die sich, wie jene Orden, pomphafte und bedeutungsvolle Namen gaben, aber es handelte sich in denselben nicht um ein romantisches Spiel mit monarchischer Tendenz, es waren vielmehr Schutz- und Trutzbündnisse zu gemeinschaftlichen Fehden oder gar zu strafloser Begehung von Gewaltthätigkeiten, den Städten oder den Fürsten entgegengestellt, selbst in ihren Festen roh und derb. Schon die Namen dieser Gesellschaften lauten oft drohend; es giebt Schlägeler, Klöppeler, brennende Löwen, aber auch die „Gesellen von der alten Minne“ sind nicht feiner und nicht weniger gefürchtet, als sie.

Alle diese Umstände, welche die Entwicklung des Ritterthums hemmten, waren den Städten günstig. Wie die Fürsten und Grossen, hatten auch sie die öffentlichen Verhältnisse zur Begründung ihrer Selbstständigkeit benutzt, und waren grosse Gemeinwesen geworden, welche in ihrem Schoosse ein politisches Leben entwickelten, das Erfahrung gab und Staatsmänner bildete. In Frankreich und England waren auch die grossen und reichen Städte, nicht blos durch die kriegerische Kraft, sondern auch durch das geistige Uebergewicht und durch die höhere Cultur der Aristokratie in den Schatten gestellt. In Deutschland fühlten sie sich dieser Ritterschaft gegenüber im Bewusstsein ihres guten Rechtes. Ihre wohlgerüsteten Schaaren waren unter bewährten Hauptleuten stets bereit, Geraubtes wieder zu fordern und die Burgen feindlicher Ritter zu brechen. Bald erweiterten sich dann auch ihre Blicke und sie traten in Bündnisse zusammen, welche sie zu dem Range von politischen Mächten erhoben. Die siegreiche Flotte der norddeutschen Hansa konnte dem dänischen Könige in seiner Hauptstadt Gesetze vorschreiben, und die verbündeten fränkischen und schwäbischen Städte stellten grosse Heere ins Feld. Es war dahin

gekommen, dass der Kaiser selbst diese Bündnisse begünstigte und von ihnen die Herstellung des Landfriedens hoffte. Sittliches Selbstgefühl, Muth, Festigkeit, Rechtlichkeit, Treue des Wortes, Milde waren bei den edleren Bürgern dieser mächtigen Städte gewiss in gleichem, Umsicht und Weltklugheit in höherem Grade anzutreffen, als in ritterlichen Kreisen. Allein den Republiken der alten Welt glichen diese Städte noch keinesweges; sie beruheten nicht auf ursprünglichem, eigenem Rechte, sondern auf verliehenen Privilegien; in den Begriff des Lehnsstaates, der gerade jetzt mehr wie je die Grundlage des öffentlichen Lebens bildete, passten sie nur unvollkommen hinein. Handel und Gewerbe und mithin materielles Interesse walteten vor, ein begeisterndes, ideales Element fehlte, und ihre Bürger konnten sich neben den höheren Ständen des Gefühls einer untergeordneten Stellung nicht erwehren.

Es kann auffallen, aber es ist bei näherer Betrachtung leicht erklärlich, dass mit der zunehmenden Macht und Bedeutung der Städte auch das demokratische Element in ihnen wuchs. Bei ihrer ersten Begründung, unter den Ottonen, war das Regiment der Städte meistens einer Zahl von edlen, privilegierten Geschlechtern anvertraut, welche dann später den Bischöfen und königlichen Vögten gegenüber grössere Rechte erwarben, der Bürgerschaft gegenüber sich corporativ zusammenschlossen, sich auch wohl durch Aufnahme neu emporgekommener Familien ergänzten und so im Besitze der Herrschaft erhielten. Allmählig wurde das aber schwieriger; als die Bevölkerung zahlreicher, das Gewerbe blühender und wichtiger, die Handwerker wohlhabender geworden, Selbstgefühl und, durch ihre zur Aufrechthaltung der Ordnung und nach germanischer Sitte nothwendige Vereinigung zu Zünften, eine feste Organisation gewonnen hatten, erschien die Herrschaft jener Geschlechter immer mehr als ein Unrecht, der Anspruch, dass die Zünfte mit den Rathsgeschlechtern oder sogar allein die Fragen über Besteuerung und über die sonstigen öffentlichen Angelegenheiten zu entscheiden hätten, immer gerechter. Es bedurfte nur einer Anregung um die Bürgerschaft in Bewegung und zu einer revolutionären Erhebung gegen die herrschenden Geschlechter zu bringen, und das 14. Jahrhundert war die dazu geeignete und gereifte Zeit. Revolutionen dieser Art folgten daher rasch aufeinander; in Speier und Magdeburg 1330, in Mainz und Strassburg 1332, in Frankfurt am Main 1355, in Köln 1364, in Augsburg 1368 und so in fast allen Städten. Meist überall behielten die Zünfte die Oberhand, nur in Nürnberg (1349) wurden die Aufständischen mit Hilfe Karls IV. gänzlich überwunden und der bleibenden Herrschaft der Geschlechter aufs Neue unterworfen. Auch in einigen anderen Städten retteten diese grössere oder geringere Vorrechte, aber im Ganzen herrschte von nun an in den Städten der zünftige Geist und gab ihrer Sitte ein

festes, gleichbleibendes Gepräge, dessen Einfluss auch auf die Kunst nicht zu verkennen ist.

Aehnlich wie dem Ritterthume der Waffen erging es dem der Wissenschaft, der Scholastik. Auch sie erhielt sich in gleicher, ja selbst in glänzenderer Weise, wie bisher, ihre Hörsäle hatten denselben Zulauf, ihre Lehrer wurden nicht weniger gefeiert, politischer Einfluss und die Gunst der Grossen wurde ihnen sogar in höherem Maasse zu Theil. Aber ihr wissenschaftliches Ziel war nicht blos noch nicht erreicht, sondern aufgegeben; ganz andere Zwecke waren an seine Stelle getreten. Die ersten scholastischen Denker hatten dem Bedürfnisse ihres frommen Gemüthes und der Sache des Glaubens dadurch zu dienen geglaubt, dass sie die Kirchenlehre dem Verstande zugänglich machten; sie zweifelten nicht an der schliesslichen Uebereinstimmung von Glauben und Wissen. Aber sofort ergaben sich Streitpunkte; man wurde genöthigt, die Beweise der Gegner zu prüfen, immer tiefer auf die Quellen des Wissens, auf das Verhältniss des subjectiven denkenden Geistes zur göttlichen Wahrheit einzugehen; man stiess auf Zweifel. Die grossen Meister des dreizehnten Jahrhunderts, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, sind von ihnen noch wenig berührt, aber sie kennen sie. Seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts wird die Kluft immer grösser; Duns Scotus betrachtet den Verstand als eine unbeschriebene Tafel, die ihre Eindrücke durch die äusseren Objecte erhält; Wilhelm von St. Pourçain findet, dass diese Eindrücke und die aus ihnen gebildeten Begriffe nur verworren oder einseitig sein können, und Wilhelm von Occam beweist, dass die Vernunft nicht die Dinge selbst, sondern nur Zeichen derselben denke; der neue Nominalismus, den er begründet, ist wirklicher Skepticismus. Auch diese Männer waren, wie jene älteren Scholastiker, durchaus gläubig gesinnt; sie meinten nicht der Sache der Kirche zu schaden, wenn sie bewiesen, dass die Lehren des Glaubens nicht mit dem Verstande erkannt werden könnten. Sie verbanden damit die Lehre, dass eine übernatürliche Erleuchtung, die durch geistliches Leben erlangt werde, das Glauben in Schauen verwandeln könne. Sie wollten das Glaubensleben höher stellen, als die natürliche Vernunft. Aber jene ungetheilte Einheit des geistigen Wesens, in der sich das frühere Mittelalter bewegt hatte, war damit gebrochen; die Theologie als Wissenschaft ruhte nur auf der Autorität der Kirche, der Glaube auf subjectiver innerer Erfahrung; der Versuch, ihm auch die Kraft erwiesener Wahrheit zu geben, war gescheitert.

Allein dennoch war die Arbeit keine vergebliche gewesen. Das Ringen mit den geheimnissvollen Lehren der Offenbarung, die Gefahr des Irrthums und der Eifer des Streitens hatten zu einer Ausbildung des formalen Denkens geführt, wie man sie noch nicht gekannt hatte. Gerade die Meister des

vierzehnten Jahrhunderts, welche auf die Erkenntniss der religiösen Geheimnisse verzichteten, hatten in der dialektischen Kunst das Höchste erreicht und wurden deshalb von ihren Zeitgenossen bewundert. Man war sich bewusst, in dieser neuen Kunst ein gewaltiges Mittel, den Schlüssel zu jeglicher, nur nicht überirdischer Erkenntniss zu besitzen; man säumte nicht, sie sofort auf anderen Gebieten zu benutzen. Gerade eines solchen Mittels bedurfte man dringend. Die Fragen des Rechts, des öffentlichen und privaten, des kanonischen und weltlichen, hatten sich mehr und mehr gehäuft und waren durch willkürliche und unlogische Entscheidungen in heillose Verwirrung gerathen. Neue, durch veränderte Sitten entstandene Krankheiten und die verheerenden Seuchen, welche so oft wiederkehrten, machten den Ruf nach ärztlicher Hülfe immer dringender. Eine Fülle des Stoffes, welche wissenschaftlicher Sichtung bedurfte, lag vor. Bisher hatte man juristische und medicinische Kenntnisse nur aus Italien geholt, wo sie in traditioneller Weise gelehrt wurden; jetzt, im Selbstgeföhle scholastischer Meisterschaft, nahm man nicht Anstand, auch diesseits der Alpen Lehrstühle für diese weltlichen Disciplinen zu errichten. Während hier bisher Paris und Oxford die einzigen Sitze und zwar nur theologischer Studien gewesen waren, gründete man nun in allen Ländern neue Universitäten mit allgemeinem wissenschaftlichen Zwecke, zu denen die wissbegierige Jugend strömte. Die Scholastik war die Gründerin dieser neuen Hochschulen, sie bildete die ausschliessliche Methode und Behandlungsweise aller Wissenschaften, sie war das hauptsächlich Resultat, welches die Jünger nach Hause brachten. Die Scholastik durchdringt daher alle Verhältnisse, der logische Schluss ist das Universalmittel zur Lösung aller Fragen, selbst der höchsten. Kaiser Ludwig ruft gegen die päpstlichen Ansprüche den berühmtesten Scholastiker zu Hülfe, und während des Schisma hält die Pariser Universität sich ermächtigt, selbständig das Wort zu ergreifen, und im Namen der ganzen Christenheit die Berufung eines allgemeinen Concils zu fordern. Und wie im Grossen, so im Kleinen; die Welt bewegte sich nach dem Takte des Syllogismus.

Man muss anerkennen, dass die Wirkung dieser scholastischen Wissenschaft im Allgemeinen eine günstige war; sie brachte Einheit in die bunte Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, bildete beim Verfall der Kirche ein neues Band der abendländischen Völker, gab den Nationalsprachen logische Schärfe und bereitete überhaupt der späteren europäischen Wissenschaftlichkeit den Boden. Aber für den Augenblick traten doch gewisse nachtheilige Folgen hervor, die wir schon deshalb näher betrachten müssen, weil sie auf den Formensinn einwirkten. Die Vorliebe für den formellen logischen Schluss lähmte die Gabe der Beobachtung und Erfahrung, die ohnehin im Mittelalter so wenig geübt war, noch mehr als bisher. Man

glaubte selbst die alltäglichsten Wahrheiten nicht anders, als in der Form des Schlusses aussprechen zu dürfen, verlor darüber die Zuversicht unmittelbarer Gewissheit und Ueberzeugung, und gerieth in eine hohle und kaum erträgliche Weitschweifigkeit, die nicht einmal durch Gründlichkeit entschädigte, sondern vielmehr auf vielen Punkten eine gefährliche Verwirrung der Begriffe erzeugte. Der logische Schluss setzt unzweifelhafte Prämissen voraus, wie sie die Theologie an den Glaubenslehren, die Mathematik an den Axiomen hat. Bei den Fragen des praktischen Lebens hätte man daher, wenn man nicht jedes Mal auf die tiefsten Gründe der Dinge zurückgehen wollte, sich auf allgemein anerkannte Wahrheiten concreter Art stützen müssen. Diese besass man aber in dieser Anfangszeit empirischer Wissenschaft nur in so kleiner Zahl und von so allgemeinem Inhalte, dass sich darauf keine anwendbaren Schlüsse gründen liessen. Auch wagte man noch nicht, sich auf die eigene Erfahrung zu berufen, sondern glaubte, wie man es bisher gethan, sich auf höhere Autoritäten stützen zu müssen. Die heilige Schrift und die Kirchenväter reichten aber für die moralischen, völkerrechtlichen, naturwissenschaftlichen Fragen, mit denen man es jetzt zu thun hatte, nicht aus, man wendete sich daher wieder mehr der beim ersten Aufkommen der Scholastik vernachlässigten antiken Literatur zu, da nur sie so berühmte und anerkannte Namen gewährte, dass man sie in Gesellschaft der heiligen Schriftsteller citiren konnte. Das war denn nicht ohne Nutzen, sondern diente dazu, auf die Vorzüge der antiken Bildung aufmerksam zu machen und neue Gedanken zu erwecken. Aber zunächst waren diese Anregungen doch völlig einzeln; man dachte nicht daran, die Vorzeit im Ganzen zu studiren, in ihren Geist einzudringen, sich ihrer Verschiedenheit und Verwandtschaft bewusst zu werden und so eine fruchtbare Anwendung vorzubereiten. Man las die alten Schriftsteller selten im Zusammenhange, sondern haschte nur nach einzelnen Sätzen, die man den beabsichtigten Schlüssen unterlegen konnte. Da aber diese Autoritäten auch wohl einander widersprachen, so bedurfte man einer höchsten entscheidenden Autorität, zu welcher sich niemand mehr eignete, als Aristoteles, sowohl durch seinen alten Ruhm als durch seine zahlreichen Schriften und durch die Menge thatsächlichen Stoffes, den er verarbeitet. Indessen liess man sich auch nicht nehmen, andere berühmte alte Schriftsteller zu citiren, und da alle diese Autoritäten zuletzt denn doch nicht unfehlbar waren, gewöhnte man sich mehr und mehr daran, das Gewicht der Argumente durch ihre Menge zu ersetzen und die Citate und Autoritäten möglichst zu häufen, um dadurch den Schein allseitiger Zustimmung zu dem behaupteten Satze hervorzubringen. So kam gerade in dieser Zeit, wo sich im Volksliede und in der Anschauung der Laien das Gefühl frischer und kräftiger regte, in der Wissen-

schaft und in Allem, was irgend mit ihr zusammenhing, die Gewohnheit der hohlsten Weitschweifigkeit und Trockenheit auf. Es ist fast unglaublich, wie weit man darin ging. Der Magistrat zu Berlin fängt eine Polizeiverordnung über den Fleischhandel der Juden damit an, dass er Aristoteles „im ersten Buche der Städteregierung“ zum Beweise der grossen Wahrheit citirt, dass der Mensch unter allen Thieren das vornehmste sei, und König Karl V. von Frankreich, in einem Hausgesetze vom Jahr 1374, beruft sich, um die Bestimmung des Grossjährigkeitstermines seiner Nachkommen zu begründen, nicht blos auf eine stattliche Reihe alttestamentarischer, macedonischer und fränkischer Könige, sondern schliesslich auf einen Vers aus der Liebeskunst des Ovid. Hier ist diese Sucht antiker Citate nur eine unschuldige Geschmacklosigkeit, in anderen Fällen aber konnte sie auch leicht gemissbraucht werden, um durch Anwendung antiker Begriffe auf christlich-germanische Verhältnisse das moralische Gefühl zu verwirren und abzustumpfen. Was man mit dieser unklaren Gelehrsamkeit wagen konnte, zeigt vor Allem die berühmte Rede, in welcher im Jahre 1408 der Doctor der Theologie, Jean Petit, zu Paris vor allem Volke mit zwölf, zur Ehre der Apostel aufgestellten Gründen und mit zahllosen, aus der biblischen und antiken Geschichte, aus der Mythologie und selbst aus Volkssagen entlehnten Beispielen bewies, dass der auf Befehl des Herzogs von Burgund an dem Herzoge von Orleans verübte Meuchelmord kein Verbrechen, sondern als Tyrannenmord Pflicht und edle That gewesen. Man wird vielleicht kein zweites Beispiel so auffallender Frechheit anführen können, aber in minder greller und deshalb noch gefährlicherer Sophistik kam Aehnliches oft vor, und jedenfalls musste diese immer wiederkehrende Mischung des Halbwahren mit dem Richtigen den Sinn für Wahrheit schwächen. Die logische Form und der gelehrte Schein der Citate dienten nur dazu, den Mangel an materiellen Kenntnissen zu verbergen und überlieferten Irrthümern Bestätigung zu verleihen. Am Nachtheiligsten zeigte sich dies auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Alle die vereinzelt Nachrichten, welche man bei den Alten oder bei den Kirchenvätern fand oder zu finden glaubte, oder die aus arabischen Quellen und aus unsicheren Reiseberichten in Umlauf gekommen waren, wurden mit Begierde ergriffen und weiteren Schlüssen zum Grunde gelegt. Die grossen Meister des dreizehnten Jahrhunderts, Roger Baco und Albertus magnus, hatten das Bedürfniss eigener Beobachtung und objectiver Erkenntniss der Natur schon vollständig empfunden und dazu Beispiel und Anleitung gegeben; die jetzt entstehende Physik und Medicin verliess diesen kaum betretenen Weg sofort, und hielt sich ausschliesslich an die wohl oder übel verstandenen Autoritäten. Man hatte nur Sinn für das Einzelne, ahnete wohl etwas von dem grossen Geheimniss der Natur, aber nur, um davon einzelne, wo

möglich wunderbare Erfolge zu fordern. Die Wissenschaft kam dadurch mehr und mehr in die Hände roher und eigennütziger Empiriker, welche der Leichtgläubigkeit huldigten oder sie benutzten. Die Menge angeblicher Geheimmittel wuchs, ärztliche Charlatanerie<sup>1)</sup>, Astrologie und Zauberwesen blüheten, und es entstand ein neuer Aberglaube, der schlimmer war als der bisherige, weil er nicht mit kindlicher Gläubigkeit zusammenhing und nicht unter der vorsichtigen Controlle der Kirche stand, sondern sich in das Gewand tiefer Gelehrsamkeit hüllte und mit Anmaassung auftrat.

Immer mehr gingen Kirche und Wissenschaft auseinander. Die Kirche selbst hatte den Anfang gemacht; noch während die Scholastik ihr nur zu dienen bestrebt war, zog sie sich von dem geistigen Gebiete zurück, um sich auf äussere Autorität zu stützen. Medicin und weltliches Recht hatte sie ihren Dienern schon längst untersagt, und unter den Scholastikern finden wir selten Priester, meist nur Laienbrüder. Seit den Albigenserkriegen wurde auch das Bibellesen beschränkt und die Anwendung gewaltsamer Mittel zur Unterdrückung der Ketzereien systematisch betrieben. Damit hörte das Interesse höherer Studien für die Geistlichkeit auf, sie machte nicht mehr auf geistiges Uebergewicht, sondern nur auf äusseres Ansehen Anspruch, sie war vermöge ihrer ausgedehnten Immunitäten ein bevorzugter Stand neben anderen Privilegirten. Und wie die Rechte wurden dann auch die Pflichten äusserlich aufgefasst, die Theologie wurde Gedächtnissache, der Gottesdienst, bis ins Kleinste bestimmt und mit Ceremonien überladen, eine Sache mechanischer Uebung. Während aber so die Kirche in ihrer Verweltlichung fortschritt, war aus inneren Gründen durch die nothwendige Entwicklung des Gedankens die Scholastik immer weiter von der Kirchenlehre auf das Gebiet allgemeiner Abstraction übergegangen, und zuletzt durch das Aufgeben tieferer Ergründung der Offenbarung ganz auf weltliches Gebiet gedrängt. Beide hatten sich also nach verschiedenen Seiten von einander entfernt, und statt der ursprünglichen Einheit zeigte sich jetzt der Gegensatz. Die Kirche versuchte auch hier mit Gewalt einzuschreiten, übte eine Art von Censur über die Lehrvorträge<sup>2)</sup>, brachte aber gerade dadurch die Wissenschaft in eine Opposition, so dass sie nun bald überall ihre Stimmen erhob, um die Anmaassungen der Kirche zurückzuweisen und ihre Reform in Haupt und Gliedern zu verlangen.

<sup>1)</sup> Besonders Petrarca ist unermüdlich in seinen Angriffen auf die Aerzte seiner Zeit. Er hat ein eigenes Buch gegen sie geschrieben und liest auch sonst Züge ihrer Unwissenheit, Wichtigthuerei und Habsucht, des Prunkes, mit dem sie auftraten u. s. w. anzuführen.

<sup>2)</sup> 1339 wird in Paris verboten, über Occams Lehrbücher zu lesen. Tennemann, Gesch. der Phil. VIII, 938.